Nr. 30. Mittwoch, den 5. Februar 1913. 27. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰. Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Karl Petersson in Hamburg.

Anzeigen die siebengespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰, Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen. Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hohelust, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck und Billwärder bei Carl Ortel, Baustr. 26. Hammerbrook bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. Rotenburgsort und Veddel bei Fr. Hübener, Lindleystr. 85. Wilhelmsburg bei H. Möller, Veringstr. 21, II. Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde und Ost-Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. Altona bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. Ottensen, Bahrenfeld bei Joh Heine, Bahrenfelderstr. 129

Hierzu zwei Beilagen.

Der starke Mann.

Die Weltgeschichte führt uns verschiedene Persönlichkeiten als Beispiele vor, daß die Philosophie imstande ist, eine überlegene und erhabene Ruhe gegenüber dem Drang mißlicher Ereignisse zu verleihen. Solche Beispiele finden sich meist in der antiken Welt; in der modernen Welt sind sie seltener. Der Philosoph, der zurzeit den deutschen Reichskanzlersessel einnimmt, ist jedenfalls nicht dahin zu rechnen. Zwar zeigt er eine gewisse Ruhe gegenüber den sich drängenden Ereignissen, aber sie ist nur eine äußerliche. Sie kommt auch nicht von einer überlegenen und erhabenen Weisheit, sondern sie ist das Schweigen der Verlegenheit und Ratlosigkeit, während von allen Seiten gegen den Mann zum Angriff geblasen wird.

Sein Vorgänger, der gefürstete Bülow, hatte sich, um sich zu halten, in die kläglichste Abhängigkeit von den Junkern hineindrängen lassen. Sein bekannter Spruch, auf seinem Grabstein werde man lesen, er sei ein agrarischer Kanzler gewesen, war eine recht bezeichnende Beteuerung seiner Ergebenheit gegen die agrarischen Beutepolitiker und zugleich eine flehentliche Bitte, ihn doch in seiner Stellung zu belassen. Es kam alsdann die Farce des Bülow-Blocks mit der „Paarung liberalen und konservativen Geistes“. Als die Erbschaftssteuer nur als entfernte Möglichkeit am politischen Horizont erschien, krachte dieser Block auseinander und der überagrarische Kanzler purzelte über dessen Trümmer.

Die famose „Finanzreform“, welche die Kosten der neuen Rüstungen wiederum auf die Schultern der großen Masse ablud, verschaffte dem Nachfolger, dem fünften Reichskanzler, eine gewisse Galgenfrist. Diese droht aber nunmehr abzulaufen. Die Schwierigkeiten um Herrn Theobald v. Bethmann-Hollweg türmen sich unübersehbar auf.

Zunächst unternahm das Zentrum seinen Vorstoß gegen ihn in der Jesuitenfrage; es kündigte dem Reichskanzler offen seine Feindschaft an und die erste bedeutsame Wirkung dieser Feindschaft war das Mißtrauensvotum, das der Reichstag ihm, als preußischem Ministerpräsidenten, wegen der rigorosen Anwendung des polnischen Enteignungsgesetzes ausstellte. Zwar hat das Organ des Reichskanzlers diesen Beschluß als „staatsrechtlich“ unzulässig und als bedeutungslos dargestellt. Wir überschätzen gewiß die Bedeutung des deutschen Reichstages am allerwenigsten. Aber wenn die Mehrheit des Reichstages, hinter der in diesem Falle doch etwa acht Millionen Wähler stehen, sich gegen politische Maßnahmen des Reichskanzlers in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident erklärt, so kann die moralische Wirkung einer solchen Demonstration durch „staatsrechtliche“ Tifteleien nicht einmal abgeschwächt, geschweige denn beseitigt werden.

Die liberale Presse hackt unablässig auf die Auslandspolitik der Firma Bethmann-Hollweg. Im Liberalismus steckt ein großer Teil der kapitalistischen Eroberer, der Flotten- und Panzerplatten-Patrioten, der Kriegshetzer und ähnlicher Elemente, die nicht genug über „Tatenlosigkeit“ und „Mißerfolg“ in der Weltpolitik schreien können. Kongo, Tripolis, Kirkkilisse, Adrianopel — überall sieht man Mißerfolge der äußeren Politik Deutschlands. Wir stehen diesen Uebertreibungen sicherlich fern; sie wären aber nicht möglich, wenn nicht in Deutschland die diplomatische Geheimniskrämerei womöglich noch größer wäre, als anderwärts.

Und die Junker? Erst schienen sie einigermaßen zufrieden mit dem Kanzler, der sich so entschieden gegen allgemeines Wahlrecht und parlamentarische Regierung aussprach und der in so hohen Tönen die „bewährte Wirtschaftspolitik“ zu preisen verstand. Die Beute schien wieder gesichert. Aber da taucht am politischen Horizont schon wieder in verschiedenen Formen die verhaßte Erbschaftssteuer auf. Bei den Junkern herrscht schon lange eine gewisse schwüle Stimmung; sie wird noch schwüler, als die Erbschaftssteuer auch im Bundesrate zu Differenzen führt. Das Gewitter muß nun ausbrechen. Es bricht auch aus, weil der Reichstag das von den Junkern beantragte Verbot des Streikpostenstehens mit überwältigender Mehrheit abgelehnt hat. Dieser Beschluß geht „staatsrechtlich“ das preußische Abgeordnetenhaus viel weniger an, als den Reichstag das gegen die Polen gerichtete Enteignungsgesetz in Preußen, aber er entfesselt einen Sturm bei der Junkerschaft. Da der Stellvertreter des Reichskanzlers sich gegen das Verbot des Streikpostenstehens erklärt hat, so geht der Vorstoß der Junker formell gegen Delbrück, faktisch aber gegen Bethmann-Hollweg. Die alten Register der Desperado-Politik werden gezogen. Der gegenwärtige Reichskanzler, das ist schließlich der Sinn der ganzen junkerlichen Aktion, muß durch einen „starken Mann“ ersetzt werden. Die Ursache der junkerlichen Aufregung ist schließlich nur die Furcht, es möge in irgend einer Form eine Erbschaftsbesteuerung kommen, welche die Staatsbehörde nötigt, in die Geheimnisse der agrarischen Steuereinschätzung mit der offiziellen Laterne hineinzuleuchten.

Und mitten in diesem Trubel, während die Deckung für frühere Vermehrungen der Streitkräfte noch nicht beschafft ist, will nun der Reichskanzler mit einer neuen Militärvorlage kommen im Betrage von 100 bis 150 Millionen. Man spricht jetzt sogar schon von 250 Millionen. Da werden in der Deckungsfrage die heftigsten Kämpfe entbrennen und die Junker und Junkergenossen werden wiederum alles daran setzen, um die Kosten abermals auf die große Masse abzuwälzen.

Die Woge der Zeit wird den Philosophen Bethmann über Bord spülen. Das wird sie auch, wenn er dem Beispiel seines Vorgängers Bülow folgen und den Reichstag auflösen würde. Selbst ein relativer Erfolg bei den Wahlen würde ihn nicht in seiner Position befestigen können. Er paßt den Junkern so wenig wie Bülow; also muß er diesem nachfolgen. Das wird die Junkersippe schon besorgen; die versteht sich darauf.

Wir weinen diesem Junker, wenn „seine Zeit erfüllet“ sein wird, keine Tränen nach. Ein Besserer kann zurzeit nicht kommen und ein Schlechterer wird den Niedergang der Junkerherrschaft nur um so rascher herbeiführen helfen. Selbst wenn der heißersehnte „starke Mann“ nach dem Geschmack der Junker einmal kommen sollte, so würde das am Ganzen wenig ändern. Das ganze Phantom von dem weltumwälzenden starken Mann, wie es sich im Gehirn der Junker ausgewachsen hat, entspringt einer kindischen Ueberschätzung der Persönlichkeiten im Verhältnis zu der Macht der Tatsachen. Napoleon I. war gewiß ein starker Mann, aber ohne die französische Revolution, zu deren Entstehung er doch nichts beigetragen hat, ist seine welthistorische Rolle undenkbar. Auch Bismarck war ein starker Mann. Aber wenn nicht tausend andere Faktoren auf die deutsche Einheit hingedrängt und ihm vorgearbeitet hätten, so hätte er das Deutsche Reich niemals begründen können, bei dem die Einheit ohnehin Stückwerk geblieben ist.

Wir leben in der Zeit einer ungeheuren Umwälzung; Deutschland verwandelt sich aus einem agrarischen Gemeinwesen in ein industrielles. Die modernen kapitalistischen Großbetriebe nehmen einen Umfang an, den früher die menschliche Phantasie nicht erreichen konnte; der moderne Warenproduktonsapparat arbeitet mit schwindelnder Schnelligkeit. Die Weltherrschaft des modernen Kapitalismus hat begonnen, die auf jedes Land zurückwirkt. Die politischen Kämpfe und Wirrnisse sind nur der Reflex der vor sich gehenden und bis in die unterste Tiefe greifenden ökonomischen Veränderungen. Keine Macht der Erde kann sie aufhalten. Ein starker Mann nach den Wünschen der Junker müßte, um deren Erwartungen zu erfüllen, dies dennoch versuchen. Die Wogen der Zeit würden ihn bald hinwegschwemmen und ein solches Männlein könnte es nur zu einer komischen Episode unseres Zeitalters bringen.

Die Balkanfrage.

Der Wiederbeginn des Kriegs.

Der Korrespondent der Wiener „Neuen Freien Presse“ in Sofia erfährt autentisch, daß um 8 Uhr 7 Minuten am Montag abend die Kanonade von Adrianopel begonnen hat. Von der Regierung wird die Mitteilung bestätigt.

Dasselbe Blatt meldet aus Sofia: Montag nachmittag um 3 Uhr begann ein Ministerrat, der bis zum Abend dauerte und eventuelle Zugeständnisse der Pforte abwartete. Um 7 Uhr erschien im Ministerrat der griechische Gesandte Panas, der lange mit Geschow konferierte. Dieser wie der Kriegsminister erhielten gegen 8½ Uhr vom Hauptquartier die Meldung, daß die forcierte Beschießung der Adrianopler Festung beschlossen und daß bei Kadiköj eine gegenseitige Kanonade im Gange sei. Von den Belagerern wurde den Konsuln und der Bevölkerung von Adrianopel eine Frist gegeben, die Stadt zu verlassen.

Die Botschafter in Konstantinopel teilten der Pforte das Gesuch der Konsuln in Adrianopel um Festlegung einer neutralen Zone, in die sich die Fremden flüchten könnten, mit. Der Großwesier erklärte sich bereit, dem Ersuchen stattzugeben; vor allem sei jedoch die Zustimmung der Bulgaren erforderlich.

Nach nichtamtlichen bulgarischen Meldungen hat die Beschießung Adrianopels Montag abend um 8 Uhr begonnen und ist mit Unterbrechungen bis Dienstag früh fortgesetzt worden, wo die Beschießung wieder lebhafter einsetzte. Einige Stadtteile von Adrianopel sollen in Flammen stehen.

Die türkischen Militärbehörden betreiben eifrig die Requisition von Pferden und Wagen für Militärtransporte. In den Konstantinopeler Moscheen werden öffentliche Vorträge und Predigten zugunsten des Krieges abgehalten.

Die erste und die siebte griechische Division sind durch Einstellung neuer aus Athen eingetroffener Truppen beinahe wieder auf ihre ursprüngliche Stärke von 20 000 Mann gebracht worden.

Die Serben wollen nicht mehr mitmachen.

Das Organ der serbischen Nationalistenpartei „Srpska Zastava“ richtet einen Appell an den König Peter als den Höchstkommandierten der serbischen Streitkräfte. Darin beschwört sie den König, wenn schon die serbische Regierung so kurzsichtig sei und eine nicht nationale, sondern rein bulgarische Politik betreibe, doch seinerseits um keinen Preis zuzugeben, daß die Blüte der serbischen Kraft nach Adrianopel und Tschataldscha in den sichern Tod geschickt werde, um fremden Vorteils willen. Es sei nicht wahr, daß es sich in Trazien um allgemeine Balkaninteressen handle. „Wer darf es wagen,“ sagt das nationalistische Organ, „das eigene Land zu entblößen, um ein fremdes zu vergrößern? Wer wird uns helfen, uns zu verteidigen bei einer etwaigen Invasion vom Norden her, von der die Regierungsorgane uns so viel zu erzählen wissen? Wir fragen: wohin schicken Sie uns, Majestät?“

Wilhelm II. als Friedensstifter.

Der Berliner Korrespondent des „Daily Expreß“ schreibt seinem Blatte: Kaiser Wilhelm habe dem deutschen Gesandten in Sofia den Auftrag erteilt, König Ferdinand ernste Vorstellungen zu machen und ihm zu raten, das unnachgiebige Verharren auf seiner bisherigen Politik aufzugeben und die von den Türken angebotenen Friedensbedingungen anzunehmen. Die Türken hätten sehr große Opfer gebracht, und der Bulgarenkönig würde unweise handeln, wenn er ihre Vorschläge nicht annehme. Aehnliche Vorstellungen, wenn auch nicht so direkt und energisch, seien auf Veranlassung des Kaisers auch in Belgrad, Cetinje und Athen erhoben worden.

Politische Uebersicht.

Regierungs- und Junker-Attacken gegen den Reichstag.

Daß die Junker und ihre Patrone im Staatsregiment bei ihren reaktionären Umtrieben systematisch vorgehen, ist eine alte Erfahrung. Sie verfahren nach der Erwägung, es müßte „Gewicht sich an Gewicht hängen“ wider den Gegner. Dem Scharfmacher-Vorstoß des Herrn v. Kardorff, der gegen die gewerkschaftliche Arbeiterorganisation, das Koalitionsrecht der Arbeiter und die sozialdemokratische Partei sich richtete, folgte in voriger Woche im preußischen Dreiklassenparlament die Attacke des Ministers v. Dallwitz wider den Reichstag wegen des Beschlusses zur „Frage“ der Polen-Enteignung. Diesem „guten Beispiel“ folgte in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am Montag der freikonservative Abgeordnete v. Zedlitz. Dieser „Freiherr“ glaubte es dem Lande und der Regierung schuldig zu sein, auch noch eine Kritik an dem Mißtrauensvotum des Reichstages zu üben. Wenn es wahr wäre, was er keklich behauptete, daß dieser Beschluß „genau so belanglos sei, als wenn der Reichstag beschlossen hätte, die Sonne solle nicht mehr scheinen“ — weshalb dann die Erregung, der Zorn der regierenden und mitregierenden Herren? Ihr Versteckenspielen hinter dem Ton hochmütiger Gleichgültigkeit, den sie anschlagen in demselben Augenblick, wo sie ihrer Erbitterung drastischen Ausdruck geben, wirkt tragikomisch. Junker Zedlitz erklärte im Anschluß an seinen absurden Vergleich: der Reichstag habe „eine Kritik an der Ausführung preußischer Gesetze geübt, zu der er nicht zuständig ist, daß er sich eines schweren Eingriffs in die Befugnisse des preußischen Landtags schuldig gemacht hat“. (!!!) In diesem „schuldig gemacht“, das der Präsident ungerügt passieren ließ, steckt ein Unmaß junkerlicher Un—verfrorenheit, die der blaublütige „Volksvertreter“ aber doch noch einigermaßen zu steigern wußte durch die wahrhaft skandalöse Behauptung:

„Wir sind es dem Reichstag selbst schuldig, daß wir dagegen protestieren, weil es den Reichstag nur selbst herabsetzen könnte, wenn er auf der schiefen Bahn des Eingreifens in die bundesstaatlichen Rechtssphären fortfährt und sich gewissermaßen als unitarischer Konvent etabliert. Wir wahren damit zugleich auch die Rechte der andern Bundesstaaten.“ (!!!)

Die Wahrheit liegt genau umgekehrt. Als „unitarischer Konvent“, der die Geschicke des ganzen deutschen Volkes bestimmen und beherrschen will, geriert sich schon lange das Junkertum im preußischen Landtage. Zu behaupten, daß sich dieses fluchbelastete Doppelparlament der Standes- und Klassenherrschaft gegen Eingriffe in „seine Rechte“ durch den Reichstag wahren müsse, heißt die Tatsachen auf den Kopf stellen. Umgekehrt ist es: der Reichstag hat sich der Anmaßungen des preußischen Regiments und des Junker-Konvents zu erwehren, die schon so viel Unheil über das deutsche Volk gebracht haben. Die Majoritäten des preußischen Landtags, des Abgeordnetenhauses und des sogenannten „Herrenhauses“ sind es, die bisher bestimmend und entscheidend auf das Reichsregiment, die verbündeten Regierungen, und leider so oft in wichtigen Fragen auch auf den Reichstag eingewirkt haben. Rechte des Reichstages, die sich aus dem ganzen Wesen einer nationalen Vertretung ergeben, werden verkannt, verhöhnt und nach Möglichkeit vergewaltigt. Ein möglichst unmaßgebliches, ein Schattendasein soll der Reichstag neben dem System führen, in dem „preußisch Trumpf“ ist.

Wir meinen, daß gerade die Vorgänge der letzten Tage, seit Ablehnung der Beantwortung der Polen-Interpellation durch den Reichskanzler, dem Reichstag sehr nachdrücklich seine im Interesse seines eigenen Ansehens und seiner Aufgaben, wie im Interesse der Nation zu erfüllende Pflicht demonstrieren, sich jenem System mit größter Entschiedenheit zu widersetzen, insbesondere sich die sogenannten „Kompetenz“-Konflikte, die von preußischen Regierungsmännern vom Zaune gebrochen werden, und die in derselben Richtung gehenden unverschämten Angriffe preußischer Junker, die im Rahmen des preußischen „Parlamentarismus“ erfolgen nicht gefallen zu lassen, sondern so scharf und so rücksichtslos wie möglich Front dagegen zu machen.

Vor einigen Tagen berichtete die „Kreuzzeitung“, daß der Reichstagspräsident Dr. Kaempf beabsichtige, am Mittwoch bei Beginn der Sitzung eine Erklärung ähnlich derjenigen abzugeben, die seinerzeit der Präsident Dr. Graf zu Stolberg-Wernigerode gegenüber einer Rede des Abgeordneten v. Brandenstein abgegeben hat.

Auch dieser Junker hatte den Reichstag in Ausübung seiner Funktionen frivol behandelt.

Ob der Präsident in berechtigter und pflichtgemäßer Ausübung seines Amtes so verfahren wird, wird morgen zur Kenntnis unserer Leser kommen. Auch wenn er es nicht tun sollte, wird den Dallwitz, den Kardorff, den Zedlitz und ihren Genossen nichts geschenkt werden. Man kann dazu eventuell den Weg der Interpellation an den Reichskanzler betreten.

Eine fette Ente

läßt die „Frankfurter Zeitung“ auffliegen. Sie berichtet von einem angeblichen „schwarz-roten Wahlbündnis“ folgendes:

„Ein bekannter Führer des Zentrums hat mit einer führenden Persönlichkeit der Sozialdemokratie bereits Fühlung zu nehmen versucht wegen eines gemeinsamen Vorgehens bei Reichstagswahlen, im Falle es zu solchen nach der Ablehnung der bevorstehenden Militärvorlage und einer dann folgenden Reichstagsauflösung kommen sollte. Der betreffende Zentrumsabgeordnete hat im Falle des Zusammengehens mit der Sozialdemokratie bereits einen Plan entwickelt, wonach für die Hauptwahlen die Parteien natürlich selbständig vorgehen, abgesehen von etwa notwendig werdenden Abkommandierungen in einzelnen Wahlkreisen, und die Kooperation erst vollständig bei den Stichwahlen in Kraft tritt. Auf sozialdemokratischer Seite hat man sich bisher diesen Annäherungen gegenüber sehr kühl verhalten, wohl auch deshalb, weil man merkt, daß das Zentrum nicht gerade die Absicht hat, der Sozialdemokratie Mandate zuzuführen oder zu sichern, sondern daß es vielmehr wünscht, durch Schwächung der bürgerlichen Linken sich wieder die Möglichkeit einer doppelten Mehrheit sowohl mit der Sozialdemokratie wie mit der Rechten zu verschaffen. Dann würde, falls die Militärvorlage in dem jetzigen Reichstag abgelehnt und einem neugewählten wieder vorgelegt würde, das Zentrum in der Lage sein, unter gewissen Bedingungen sie mit Hilfe der Rechten anzunehmen oder sie wieder mit Hilfe der Sozialdemokraten abzulehnen.“

Daß die Sache nicht wahr sein kann, hätte sich auch die „Frankfurter Zeitung“ selbst sagen können. So wenig die Sozialdemokratie mit preußischen Junkern ein Wahlbündnis schließt, so wenig wird sie ein solches mit dem Zentrum eingehen,

Die Oberwälder.

Roman von Alfred Bock.

[16] (Nachdruck verboten.)

Der Krämerskarl las das Schriftstück, las es mit wachsendem Befremden noch einmal. Der Sachverhalt lag klar zutage. Der Eigentümer des Hauses Baroper Straße 3 konnte die Zinsen der ersten Hypothek nicht bezahlen, die zweite war der Spar- und Darlehnskasse verpfändet. Wie hatte der Bauunternehmer gesprochen? „Ich habe mein Vermögen in guten Hypotheken angelegt.“ Hier war nur eine Möglichkeit: der Mann hatte sich gröblich täuschen lassen. Da sah man's wieder, auch der Klügste wurde einmal hinter das Licht geführt. Die Zwangsversteigerung an sich bedeutete übrigens noch keinen Verlust. Wenn das Haus so wertvoll war, wie Bisping versicherte, wurden die beiden Hypotheken gedeckt. In keinem Falle würde die Kasse Schaden erleiden. Bisping blieb ihr verantwortlich. Das Richtige war, er nahm das Dokument zurück und sorgte für eine andere Sicherheit.

Um der Kasse und um seiner eigenen Ehre willen mußte er, der Krämerskarl, die Angelegenheit sofort in Ordnung bringen. Denn er hatte Vorstand und Aufsichtsrat bewogen, dem Bisping das Darlehn zu gewähren. Der Jöckelsheinrich hatte das Schriftstück überflogen. Vielleicht auch nicht. Jedenfalls hatte er keine Ahnung, um was es sich handelte. Ihn aufzuklären war Zeit genug, wenn man den Ersatz für die Hypothek in Händen hatte.

Der Rechner holte das Dokument herbei, steckte es in seine Tasche und schloß den Kassenschrank ab.

Es läutete fünf. Just fuhr der Anton Blitt aus Lauterbach vorbei. Dem rief der Karl zu: „Anton, nehm mich mit!“

Er warf seinen Mantel über und eilte hinaus. Der Anton half ihm auf den Bock, und die Braunen zogen an. Es ging eine scharfe Luft, aber unter warmen Decken spürte man nicht allzuviel davon.

„Was willst Du dann heut noch in Lauterbach?“ fragte der Fuhrherr.

„Ich hab was Pressantes,“ antwortete der Karl.

Der Anton bohrte ihn noch ein paarmal an, holte aber nichts aus ihm heraus.

„Auch gut,“ dachte er und war doppelt gesprächig.

Er kam von Engelrod. Dort war unter allgemeiner Beteiligung der alte Peter Schuchardt begraben worden, der den Dorfnamen „Taubenschlag“ trug. Als einziges Kind war er von seinen Eltern arg verhätschelt worden. Damit er sich nicht verkälte, legte ihm die Mutter, auch wenn es das schönste Wetter war, einen Palatin um den Hals. Der Vater war seines Zeichens Schmied. Das Peterchen wurde konfirmiert. Und die Nachbarn redeten den Eltern zu, sie möchten den Bub in die Fremde schicken, damit er als künftiger Schmied etwas Tüchtiges lerne. Die Alten dachten nicht daran, sich von ihrem Einzigen zu trennen. Diesem selbst als einem rechten Restkuller wäre das größte Leid widerfahren, wenn man ihn in die weite Welt geschickt hätte. Wie nun das Gequackel der Leute nicht aufhören wollte, sprach die Schuchardtin zu ihrem Mann: „Weißt Du was? Wir verstecken das Peterchen im Taubenschlag. Da mag er vier Wochen hocken. Dernachert sagen wir, er wäre in der Fremd' gewesen.“ Gesagt, getan. Das Peterchen verkroch sich in den Taubenschlag, blieb dort über Tag und wurde bei guter Verpflegung schnegelfett. Nun geschah's, daß des Nachbars Balthes dem Peterchen seine Kameradin, das Stänzche, drunten im Hof mit Schlägen traktierte. Auf einmal öffnet sich der Taubenschlag, das Peterchen steckt den Kopf aus der Luke und schreit: „Dreckspatz, hörst Du auf! Wann ich alleweil net in der Fremd' wär, käm ich erabber und tät Dir den Buckel voll hauen!“ Da ließ der Balthes von dem Stänzche ab und guckte wie vergeistert in die Höhe. Dann lachte er hell auf. Und auch das Stänzche lachte übers ganze Gesicht. Eine Viertelstunde danach wußte das ganze Dorf, wo das Peterchen in der „Fremde“ war.

Das erzählte der Anton Blitt und erzählte noch viel mehr, denn er kutschierte jahraus, jahrein im Vogelsberg herum und kannte sich in allen Dörfern aus.

Der Krämerskarl hörte nur mit halbem Ohr zu. Seine Gedanken waren bei dem Bauunternehmer in Lauterbach. Wenn der jetzt nicht zu erreichen war, was gab's dann? Er konnte gefährlich krank geworden sein. Der Arzt würde niemand zu ihm lassen. Er konnte auch in Berlin oder in Frankfurt sein, mit seinen Abnehmern zu verhandeln. Wegen der Lohnzulagen hatte er sich auf ihn, den Karl, als seinen Stellvertreter, verlassen. Der kleine Kumpf hatte recht. Ein Brief oder eine Postkarte wäre doch wohl am Platz gewesen. Große Herren erlaubten sich alles.

Das beschäftigte und erregte den Karl. Allmählich beruhigte er sich. Warum sollte er sich den Hirnkasten zerreißen? Der Bisping war ein reicher Mann. Die Kasse würde nichts verlieren.

Noch vor Abend kam die Kreisstadt in Sicht. Der Anton lenkte in die Bahnhofstraße ein und setzte dort seinen Fahrgast ab. Der zog ein paar Minuten später im Erdgeschoß eines stattlichen Hauses die Schelle. Niemand öffnete ihm. Er schellte noch einmal. Jemand rief von oben: „Sie wünschen?“

„Ich wollt den Herrn Bisping sprechen.“

„Bitte, kommen Sie einen Augenblick herauf.“

Es war der Hauseigentümer, der den Rechner in ein behaglich durchwärmtes Zimmer führte.

„Sie haben mit dem Herrn Bisping Geschäfte?“

„Jawohl, ich wart schon seit vierzehn Tagen auf ihn.“

Dann warten Sie vergeblich. Er ist samt seiner Frau spurlos verschwunden. Hoffentlich haben Sie nichts von ihm zu fordern. Sonst können Sie's in den Schornstein schreiben. Dem Schwindler gehört nicht das Hemd auf dem Leib.“

Der Krämerskarl entfärbte sich und streckte die Arme aus, als ob sein Körper den Halt verliere. Rasch sprang der Hausherr herzu, stützte ihn und geleitete ihn zu einem Sessel.

„Ist Ihnen nicht gut? Ruhen Sie sich ein bißchen aus.“

Keines Wortes mächtig, an allen Gliedern zitternd, fiel der Karl auf den Sessel.

Der Besitzer ließ eine Weile vergehen. Dann fragte er: „Ist Ihnen jetzt besser?“

Der Karl nickte.

„Sie haben sich erschreckt,“ sagte der Hausherr voll Mitgefühl. „Ich kann mir's schon denken, Sie sind auch bei dem Bisping hereingefallen. 's ist zwar ein schlechter Trost, aber ,s ist doch ein Trost: Sie haben viele Leidensgefährten. Ich bin selber darunter. Für die Miete, die mir der Gauner schuldig geblieben ist, wollt ich mich an seiner Einrichtung schadlos halten. Gestern schreibt mir eine Frankfurter Firma, sie nimmt die Möbel als ihr Eigentum in Anspruch. Der Bisping hätte nur eine kleine Anzahlung geleistet. Ich kann gar nichts dagegen machen und gehe leer aus. Dabei hat der Spitzbub drei Jahre mit mir Kontrakt gemacht. Der hat den Rummel verstanden! Wenn man ihn so sprechen hörte, floß er von Biederkeit über. Ich habe einmal gelesen, in der Hölle werden die Heuchler in einen Bleimantel gesteckt und müssen mit verrenktem Hals rückwärts gucken. Ich wünsch so leicht keinem Menschen was Böses. Dem Bisping, dem Gleisner, tät ich's gönnen!“

Obzwar der Karl den Anfall überwunden hatte, war er doch völlig fassungslos. In seiner Verzweiflung legte er alle Zurückhaltung ab und schüttete sein Herz vor dem Hausbesitzer aus. Der hörte ihm aufmerksam zu und sprach sich dann dahin aus, es sei ihm nicht mehr zweifelhaft, daß Bisping die Komödie mit dem Basaltbruch nur aufgeführt habe, der Spar- und Darlehnskasse die fünfzigtausend Mark abzugaunern. Daß bei der Zwangsversteigerung in Dortmund für die zweite Hypothek etwas übrig bleibe, sei im höchsten Grad unwahrscheinlich. Immerhin müsse man, um nichts zu versäumen, an maßgebender Stelle Erkundigungen einziehen.

Es dunkelte, als der Krämerskarl sich zum Gehen wandte. Auf der Straße packte ihn aufs neue ein Schwindel, daß er förmlich ins Taumeln geriet.

Ein paar Jungen, die nicht anders glaubten, er habe des Guten zuviel getan, riefen ihm nach: „Er hat! Er hat!“

Er war froh, als er die Stadt hinter sich hatte. Die frische Luft tat ihm gut. Der Weg führte zu beträchtlicher Höhe hinan. Demungeachtet schritt er wacker zu. Wenn ihn die Kräfte nicht verließen, konnte er in drei Stunden zu Hause sein.

Plötzlich blieb er stehen und schrie: „Wie nur ein Mensch so schlecht sein kann!“

Dann wimmerte er: „Wem soll man noch trauen!“

Er wollte an das Furchtbare gar nicht denken. Er spürte, es würde ihn niederwerfen. Nur vorwärts, vorwärts!

Der Wald nahm ihn auf, mächtige Buchen mit Lärchen gemischt. Ringsum ertönten die Stimmen der Nacht.

War das der Sturm, der so schrecklich heulte? Das war nicht der Sturm. Ja, was war's denn? Dem Herzhaftesten konnte der Mut entfallen. O weh! Da kam's. Ein grausames Lärmen, Geißelplatzen und Rädergerassel, Pferdegehuder und Hundegebell. Und einer johlte: „Juhu, juhu!“ Bei Gott im Himmel, das wütende Heer!

Dem Karl trat der kalte Schweiß auf die Stirn. Er fing laut zu beten an:

„Weicht, ihr Trauergeister,
Denn mein Freudenmeister
Jesus tritt herein!“

Schon war das Teufelsgespücknis verschwunden. Von fern klang's wie verhallender Donner.

Ein Wiesengrund tat sich auf. Nahebei glänzten die Lichter von Hopfmannsfeld.

Dem Karl kehrte der Mut zurück. Von Hopfmannsfeld hatte er noch eine Stunde nach Hause.

Er hastete weiter. An Wäldern und Oeden, an schlafenden Dörfern vorbei. Gegen Mitternacht passierte er die Grenze der heimischen Gemarkung.

Auf einmal verlangsamte er seine Schritte. Eine Zaghaftigkeit fiel ihn an. Tausend Gedanken stürmten auf ihn ein. Wie sollte er künftig als Beamter der Kasse bestehen?

Er hatte die Beleihung der Hypothek begünstigt. Jawohl. Doch war's in gutem Glauben geschehen. Aber hatte er nicht tausend Mark von dem Bisping genommen? Allerdings, für seinen Aufsichtsdienst. Hätte er geahnt, aus welchen Händen das Geld kam, er hätte es weit von sich gewiesen. Nein, sein Gewissen war rein. Mochten sie ihn unbedacht, ja leichtsinnig schelten, seine Ehre konnten sie ihm nicht nehmen. Und Ehre ging über Geld und Gut.

Der Nachtwächter hörnte zwölf, da der Krämerskarl über die Schwelle seines Häuschens schritt. Leise, daß er die Pörtegritt nicht störte, ging er durch den Laden in das Kassenzimmer und zündete die Lampe an. Dann schrieb er, dem Rate des Hausbesitzers in Lauterbach folgend, an seinen alten Chef, den Herrn Peter Schulte in Dortmund, und bat ihn, Sachkundige zu befragen, ob bei der Zwangsversteigerung des Hauses Baroper Straße 3 für die zweite Hypothek etwas zu erhoffen sei.

Seine Hand zitterte, so hinfällig war er, so todesmatt. Doch setzte er die Feder nicht eher ab, bis er den Brief beendet hatte.